

Warnung vor einem gefährlichen Glück

Wiedergelesen: Karl Barth „Der Römerbrief“, 1922

Karl Barths unwissenschaftlicher, unorthodoxer, aber zutiefst bewegender Kommentar zum Römerbrief wurde „zwischen den Zeiten“ geschrieben und wird wohl nur in Krisen „zwischen den Zeiten“ recht verstanden. Durch den 1. Weltkrieg war damals eine Welt aus den Fugen geraten. Zwischen Spartakus und Freikorps, Geldinflationen und seelischen Zusammenbrüchen brach die bürgerliche Epoche in Europa zusammen. Diese Zeitstimmung und zugleich eine erste christliche Antwort auf sie brachte die „Theologie der Krise“, die sogenannte „dialektische Theologie“ zum Ausdruck.

In der Zeitschrift „Zwischen den Zeiten“ schrieben seit 1922 Barth, Brunner, Thurneysen, Gogarten, Bultmann und viele andere. „Zwischen den Zeiten“ weiß man, daß die Traditionen nicht mehr tragen und die Institutionen keine Sicherheit mehr geben. Man spürt die Krise des Bestehenden und fördert sie durch rückhaltlose Kritik. „Zwischen den Zeiten“ weiß man aber nicht, was kommen wird. Man weiß noch nicht einmal, was kommen soll. Darum ist man zwischen den Zeiten stark in der Negation und schwach im Positiven. Doch in dieser Pause zwischen einer unwiederbringlichen Vergangenheit und einer noch unbekannteren Zukunft wird etwas merkwürdiges Drittes erfahren: die Freiheit der Armen, die sagt: „Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt“, und der transzendente Glaube, der sich im Bodenlosen der Zeit gehalten weiß.

„Zwischen den Zeiten“ wurde damals die Wirklichkeit Gottes in einer Tiefe innerer und äußerer Erschütterungen erfahren, wie sie zusammenhängend dahinfließenden Zeiten unbekannt ist. Mir kam Barths Römerbrief 1947 in einem englischen Kriegsgefangenenlager in die Hände. Ich habe ihn damals verschlungen und wurde von ihm verschlungen. Er sprach unvermittelt zu mir. Ich bin später im geregelten Leben nicht oft wieder so zwischen die Zeiten geraten. Aber mir ist das Gefühl geblieben, daß unter der Oberfläche des Lebens und des Betriebs jener Abgrund Gottes ständig da ist, von dem ich damals mit Barths Hilfe etwas gemerkt habe. Für den Schweizer Pfarrer Barth stellte sich die Gottesfrage allerdings nicht kulturkritisch und ganz allgemein. Er wurde von ihr durch seine eigene theologische Existenz überfallen. Wie kann ein Mensch auf die Kanzel steigen und nicht religiöse Reden über einen Gottesbegriff, sondern das Wort Gottes selbst verkünden? Barth brachte diesen Widerspruch so zum Ausdruck: „Der Theologe befindet sich in der außerordentlichen Lage, reden zu müssen von dem, wovon man doch nicht reden kann. Sein Standpunkt ist der Punkt, auf dem man nicht stehen kann... Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen beides, unrer Sollen und unser Nichtkönnen wissen und eben damit Gott zu Ehre geben“ (1922). Das klang paradox und ist bis heute vielen ein Rätsel geblieben. Aber es exponierte den Widerspruch aller menschlichen Gotteserkenntnis und bewies die Bereitschaft, diesen Widerspruch auszuhalten und ihn nicht nach der einen oder der anderen Seite hin bequem aufzulösen. Barth fügte damals jenen Sätzen hinzu: „Das ist unsere Bedrängnis. Alles andere ist daneben ein Kinderspiel.“ Man kann nur wünschen, daß Theologen auch heute sich von der Wirklichkeit des ganz-anderen Gottes so bedrängt fühlen und sich nicht zu sehr mit allem-möglichen „Kinderspiel“ beschäftigen. Gott erkennen heißt: Gott erleiden, und dem weicht jeder lieber aus. Barths Römerbrief ruft die Theologen nicht nur „zur Sache“, sondern mehr noch in die bedrängende Wirklichkeit Gottes hinein. Ich will versuchen, das an drei Punkten zu vergegenwärtigen:

Religion — ein Unglück?

Das fromme Bürgertum hatte im 19. Jahrhundert Religion als die Fähigkeit gefeiert, „sich alle Begebenheiten in der Welt als Handlungen eines Gottes vorzustellen“. Religion sei jene „heilige Musik, die alles menschliche Tun begleiten soll“. Sie sei „Sinn und Geschmack für das Unendliche“. Diese ästhetische Salonreligion wurde spätestens in den „Begebenheiten“ des Massensterbens an der Somme und vor Verdun durch „menschliches Tun“ zerstört. Der Geschmack fürs Unendliche hielt schon dem Verwesungsgeruch nicht stand. Was aber Religion vor der Wirklichkeit des ganz-anderen Gottes ist, beschrieb Barth so: „Die Wirklichkeit der Religion ist Kampf und Ärger, Sünde und Tod, Teufel und Hölle... Religion kann man niemandem wünschen, anpreisen oder zur Annahme empfehlen: sie ist ein Unglück, das mit fataler Notwendigkeit über gewisse Menschen hereinbricht und von ihnen auf andere kommt... Sie ist das Unglück, unter dem wahrscheinlich jeder zu seufzen hat, der Mensch heißt“ (241). Denn Religion, das ist das Entsetzen des Menschen vor Gott, dessen Existenz „wie eine feindliche Festung, wie eine geballte Faust mitten in sein Leben hineinragt“. Religion ist darum auch „das Entsetzen des Menschen vor sich selbst“. „Ein religiöser Mensch sein heißt: ein zerrissener, unharmonischer, unfriedlicher Mensch sein.“

Barth deutet damit die Selbstzerrissenheit, von der Paulus' Römer 7 spricht, und steigert sie bis zu dem Satz: „Der Sinn der Religion ist der Tod.“ So hatte man es bis dahin von den Außenseitern der Gesellschaft, von Kierkegaard, Dostojewski und Nietzsche gehört. Barth attackierte damit die Kulturreligion der bürgerlichen Welt. Er attackierte sie nicht von außen, sondern von innen her, indem er diese Religion mit der Wirklichkeit Gottes konfrontierte. Später hat Barth als einer der wenigen Theologen auch Feuerbachs funktionale Religionskritik positiv aufgenommen. Wichtiger aber ist der religionskritische Glaube, den er selbst in seiner Dogmatik entfaltete.

Weite Kreise der öffentlichen Theologie und Kirche sind heute über den unangenehmen Störenfried Barth hinweggegangen. Seit der hausgemachten „Tendenzwende“ 1971 trägt man wieder „Religion“, läßt Kinder religiös sozialisieren und bietet Dienste als religiöse Sinnstifter, Lebensbegleiter und Krisenbewältiger an. Es macht sich eine beschwichtigende Harmlosigkeit breit, so als wäre es unwichtig oder beliebig sozusagen, auf wen und auf was man sich einläßt mit der Religion, mit dem Glauben und der Theologie. Soll das wieder zu einer Religion ohne Gott und einem Christentum ohne Kreuz führen? Dann wäre Barth aktueller denn je.

Die Bibel — ganz unmittelbar

Barths Römerbrief ist kein wissenschaftlicher exegetischer Kommentar. Sein Buch ist vielmehr Dokument des unmittelbaren Gesprächs eines betroffenen Menschen mit dem Apostel Paulus über Gott und seine Sache in der Welt. Die wissenschaftliche Bibelauslegung pflegte die biblischen Schriften historisch-kritisch in der Zeit ihrer Entstehung darzustellen. Nur gelegentlich finden sich religiöse oder sittliche Bemerkungen für die eigene Gegenwart eingestreut. Bei Barth fallen in atemberaubender Weise alle diese Distanzen dahin, die historischen ebenso wie die persönlichen. Was er in der 1. und 2. Auflage, 1919 und 1920, bietet, sind eher Glossen, Bemerkungen, Eindrücke, Aufschreie, Auseinandersetzungen mit Paulus und sich selbst, und mit dem ganz Anderen, mit Gott. Aus der Ferne betrachtet, kommt einem dieser „Kommentar“ wie ein expressionistisches Gemälde vor, ähnlich darin dem gleichzeitig erschienenen „Geist der Utopie“ von Ernst Bloch. Läßt man sich aber auf Barth ein, dann dringt man tiefer in den Römerbrief des Paulus ein als mit Hilfe vieler wissenschaftlicher Kommentare. Barth will nicht über Paulus schreiben, sondern mit Paulus über die gemeinsame Sache reden.

Das ist ein theologisches Programm: „Paulus hat als Sohn seiner Zeit zu seinen Zeitgenossen geredet. Aber viel wichtiger als diese Tatsache ist die andere, daß er als Prophet und Apostel des Gottesreiches zu allen Menschen aller Zeiten redet... Meine ganze Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, durch das Historische hindurch zu sehen in den Geist der Bibel, der der ewige Geist ist.“ Barth wollte bis zu dem Punkt vorstoßen, „wo ich nahezu nur noch vor dem Rätsel der Sache, nahezu nicht mehr vor dem Rätsel der Urkunde als solcher stehe“, wo also „das Gespräch zwischen der Urkunde und dem Leser ganz auf die Sache konzentriert ist“.

Dieses Programm und sein erstes Ergebnis haben Barth zunächst nur den Hohn der wissenschaftlichen Theologen Jülicher, Lietzmann, Schlatter und Harnack eingetragen: „pneumatische Exegese“, „naiver Biblizismus“, „willkürliche Umdeutung“, „Verachtung der Wissenschaft“ wurden ihm nachgesagt. Mit einer Ausnahme: Rudolf Bultmann erkannte bei aller Einzelkritik bei Barth die Möglichkeiten einer neuen Hermeneutik, nämlich die später von ihm selbst geübte „existenziale Interpretation“. Dennoch sind hier tatsächlich Fragen offengeblieben.

Ob Barth nun eine naiv-vorkritische oder, wie seine Schüler gern sagen, reflektiert-nachkritische Bibelauslegung ins Leben gerufen hat, das Verhältnis zum historisch-kritischen Wahrheitsbewußtsein blieb unbestimmt. Nicht um Barth, sondern um Bultmann entstand darum der neue Kirchenstreit über die historische Kritik. Auch hier prophezeien die Auguren heute eine ihnen genehme Tendenzwende: fort von der historischen Kritik — hin zur biblischen Überlieferung. Erstaunlicherweise muß der junge Barth jetzt für die fromme Verabschiedung der Theologen vom kritischen Bewußtsein der Zeitgenossen herhalten. Wenn die „nach-kritischen“ Theologen doch Barths Römerbrief wieder lesen würden, die Kritik würde ihnen in die Knochen fahren: die Kritik des Kreuzes gegen alle honigsüßen Harmonien in Bibel, Geschichte und Gesellschaft.

Die „Theologie der Revolution“, entwickelt in Lateinamerika, überfiel die europäische Theologie 1966 unvorbereitet. Erst danach förderten Dissertationen über Barth seine frühe Auseinandersetzung mit Lenin, Staat und Revolution zutage und reklamierten ihn für Sozialismus. Barth war in der Tat neben Ragaz und Tillich einer der wenigen Theologen, die Lenin als Herausforderung ernst nahmen. Ironischerweise finden sich Barths Ausführungen zur Revolution in seiner Auslegung der klassischen protestantischen Obrigkeitsstelle Römer 13: „Seid untertan der Obrigkeit...“ Er läßt den „reaktionären Menschen“ unbeachtet rechts liegen, damit „zur Ehre Gottes der revolutionäre Mensch zur Strecke gebracht wird“ (462).

Revolution — sang- und klanglos?

Barth möchte den Revolutionär überwinden, nicht um ihn reaktionär zu machen, sondern um ihn für die „wahre Revolution“ zu gewinnen. Aus der Erkenntnis des Bösen in der Ordnung wird der Revolutionär geboren. „Er meint die Revolution, die die unmögliche Möglichkeit ist, die Vergebung der Sünden, die Auferstehung der Toten. Das ist die Antwort auf die Beleidigung, die im Bestehenden als solchem liegt. Jesus ist Sieger! Aber der revolutionäre Mensch macht die andere Revolution, die mögliche Möglichkeit der Unzufriedenheit, des Hasses, des Aufruhrs, der Zerstörung... Er meint die Revolution, die die Aufrichtung der wahren Ordnung bedeutet, und er macht die andere Revolution, die die wahre Reaktion ist“ (465).

Die wahre Revolution ist nach Barth die Überwindung des Bösen durch das Gute. Die falsche Revolution, die in Wahrheit nur Reaktion ist, ist die Ver-

geltung des Bösen durch Böses. Von dieser Tolstoi-Haltung gegen Lenin kommt Barth dann zu der Empfehlung: „Es gibt keine energischere Unterhöhung des Bestehenden als das hier (Römer 13) empfohlene sang- und klang- und illusionslose Geltenlassen des Bestehenden... Nicht-Revolution ist die beste Vorbereitung der wahren Revolution“.

Wenn man diese Ausführungen nicht als Trick der Reaktion ablehnt, sondern wörtlich nimmt, dann liegt in ihnen eine Überholung des reaktionären und revolutionären Geistes durch eine Haltung, die insofern anarchistisch zu nennen ist, als sie aus dem Kampf um Macht und Recht überhaupt aussteigt. Als aber das bestehende Unrecht des Dritten Reiches durch bloßes Geltenlassen keineswegs ausgehungert wurde, hat Barth dann eine Lehre vom aktiven Widerstandsrecht entwickelt. Doch bleibt der Gedanke wichtig, daß Revolution gegen das Bestehende nur durch eine Zukunft legitimiert ist, die Verringerung der Macht und Gewalt und Vergrößerung der menschlichen Solidarität bringt.

Barths Römerbrief-Kommentar ist viel kritisiert worden. Er war zu allen Zeiten umstritten. Das ist auch seine Ehre. Barth war frei genug, sich später selbst zu korrigieren. Dennoch steckt in diesem theologischen Vulkanausbruch mehr an Feuer, als sich in den letzten 50 Jahren an Lavagestein in der theologischen und kirchlichen Landschaft abgelagert hat. Das ist keine Empfehlung zum Lesen dieses Buches, sondern eher eine Warnung, die Warnung vor einem gefährlichen — Glück.

JÜRGEN MOLTSMANN

Bibliogr. Anmerkung: Karl Barths Schrift „Der Römerbrief“ erschien 1976 in der 11. Auflage im Theologischen Verlag Zürich.